

er endlich den Fuß ins Dorf setzte, ein künstliches Lächeln, das von dem Zeitpunkt an den gesamten Urlaub über auf seinem Gesicht kleben blieb. Einzig meine Mutter war durch und durch glücklich. Sie sah ihre Eltern wieder, ihre Schwester Elsa mit der Nichte Teresa, ihre Freunde aus Kindertagen, die Gassen, die Koben mit den Ferkeln, die Zikaden in den Olivenbäumen, die Felsstürze hinter der Kirche, die gesprenkelten Nelken an den Balkonen, die Schwalben im hohen, weiten Himmel. »Hast du jemals einen so weiten Himmel gesehen, Florian?«, fragte sie mich, wohl wissend, dass ich nicht antworten würde. »In der Nacht ist er ein einziges, endloses

Sternenmeer, so weit du blicken kannst.« Und sie sah den Fondaco del Fico wieder, endlich. Ihr Vater, Giorgio Bellusci, begleitete sie am späten Vormittag dorthin. Nach einem Jahr wieder vereint, nur sie beide allein inmitten der Natur und der Hitze, genossen sie ihre Unterhaltung vor den Ruinen der alten Familienschenke, die früher einmal das berühmteste Gasthaus ganz Kalabriens gewesen war, so brüstete sie sich.

»Mag ja sein, aber heute ist er nur noch ein trüber Speichelsprutz im Auge, eine verfallene, angekohlte Steinmauer, die hässlich zwischen Dornengestrüpp und wilden Feigen aufragt«, so hatte Onkel Bruno, der Mann von Tante Elsa,

eines Abends ohne jedes Taktgefühl ihren Stolz attackiert. Rasend vor Zorn feuerte meine Mutter eine verbale Maschinengewehrsalve auf ihn ab: »Du dumpfbackiger, hirnloser Armleuchter, was weißt du schon über die Geschichte unseres Fondaco? Du kannst doch nichts als fressen!« Wir hatten gerade das Abendessen beendet. Giorgio Bellusci ließ sich nichts anmerken und lächelte nur belustigt. Dann sammelte er in seinem Mund Spucke und Melonenkerne, nahm Onkel Brunos rechtes Auge ins Visier und traf mit einer Speichelladung voll ins Schwarze. »Das ist ein trüber Speichelsprutz im Auge«, erklärte er dann abschließend. Alle brachen in Gelächter

aus, auch Tante Elsa und ihre Tochter Teresa, alle außer Onkel Bruno, der den Schwiegervater aus einem finsternen und einem vor Spucke und Kernen triefenden Auge anstarrte. Doch alle hatten wir die Lektion gelernt: dass die Ruinen des Fondaco del Fico unseren Respekt verlangten wie die sterblichen Überreste eines nahen Verwandten. Und dass Giorgio Bellusci ihn bald wieder zum Leben erwecken würde.

Ja, vor allem das wusste ich über ihn: Er liebte den Fondaco del Fico wie ein Familienmitglied, vielleicht sogar noch mehr. Und er war der Vater meiner Mutter, also mein

Großvater. Ein in vielen Dingen großzügiger Mensch, den ich leider nie mit dem vertrauten »Nonno« hatte anreden können, vielleicht weil ich ihn immer nur für einen Monat im Jahr sah und auch dann fast nur zu den Mahlzeiten. Und seitdem er verschwunden war, ohne sich von mir zu verabschieden, brannte eine zornige Gleichgültigkeit in meinem Innern, und ich sagte mir, dass er mich null interessierte, weil er sich für mich noch weniger als null interessierte. Niemals hatte er mit einem Brief oder einer Postkarte oder einem Anruf von sich hören lassen. Es war, als hätte diese Welle aus drückender Schwüle, die Roccalba im Sommer seiner Festnahme überrollte, ihn für